
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 78. Bromberg, den 30. April 1926.

Die gläserne Welt.

Roman von Otfried v. Hanstein.

8. Fortsetzung.)

Dann geht Severin hinüber in sein Schlafkabinett, verschließt sorgsam die Apparate in seinem Koffer und legt sich nieder.

Spät ist es, als beide einander am Frühstückstisch treffen.

„Gut geschlafen, mein Junge?"

„Ich danke — Onkel — mir ist, als hätte ich die ganze Nacht von dir geträumt."

„Hoffentlich Gutes!"

Severin lacht.

„Ich weiß es nicht mehr."

Ihm ist seltsam zumute, dem jungen Gerlach. Er hat ein Gefühl, als sei er seit Jahren mit diesem Manne bekannt, als müsse er unbedingt tun, was dieser Mann wolle und dennoch ist auch das Gefühl der stillen Abneigung noch immer in seiner Brust.

Magnus ist harmlos freundlich wie am Tage zuvor und nötigt ihn, dem guten Frühstück reichlich zuzusprechen. Er tut's mit dem Appetit der Jugend.

„Und nun wollen wir fahren, der Wagen ich schon bereit. Damit wir gleich Klarheit haben, ich wohne nicht in Berlin und kann dich nur selten sehen. Ich gebe dir hier einen Betrag, damit du für die ersten Wochen versorgt bist. Ich habe dir auch in Berlin eine Wohnung verschafft. Sei recht fleißig in deiner neuen Stellung, damit du dir das Vertrauen des Kommerzienrats erwirbst. Nur, verstehst du, sei klug, erwähne nichts von den Examina. Ich komme nur alle paar Wochen einmal nach Berlin und werde dir Nachricht geben, wann wir uns sehen können. Aber ich halte im Stillen meine Augen über dir und werde dir immer zur Seite stehen."

Das alles sagt Doktor Magnus, während das Auto bereits durch das spätherbstliche Land saust. Gegen abend kommen sie in Berlin an. Sie fahren durch die Stadt bis zum Kreuzberg hinaus vor ein altes Haus in einem großen Garten, einst eine Villa, als die Stadt hierher ihre Fühler noch nicht ausgestreckt hatte. Jetzt, wie ein Überbleibsel vergangener Tage, inmitten der Mietskasernen. Ein Bildhauer wohnt in dem Hause und hat sein Atelier in dasselbe eingebaut. Er selbst öffnet die Tür.

„Guten Abend, Herr Doktor."

„Guten Abend, Meister Grendelin, ich bringe Ihnen Ihren neuen Zimmerherrn, Herrn Ingenieur Ulrich Gerlach. Von morgen an bei den Hölderlinwerken auf dem Tempelhofer Feld angestellt."

Der Bildhauer nickt.

„Willkommen in meinem Hause. Sie müssen vorlieb nehmen, wie ein alter Junggeselle es bieten kann. Aber ich denke, meine Wirtschafterin, die brave Frau Schlüter, wird auch Sie bemuttern, wie sie es bei mir tut."

Er führt den jungen Mann an dem Hause vorbei und ein Stück durch den Garten. Ein kleiner Pavillon steht hier, der vollkommen von Efeu umrankt ist. In ihm nur zwei Räume, behaglich geheizt. Ein gemütliches Wohnzimmerchen mit Urväterhausrat möbliert und eine Schlafkammer mit einladendem Bett.

Magnus lächelt Ulrich an.

„Dies habe ich dir ausgesucht als Wohnung. Ich denke, es wird dir lieber sein, du junger Halbwilder von den Palau-Inseln, als ein Zimmer in einer der Mietskasernen."

Ulrich Gerlach ist von dem Häuschen entzückt. Zum ersten Male empfindet er ein wirkliches Gefühl des Dankes gegen den finsteren Doktor, denn die lärmenden Straßen hatten ihn unwillkürlich beengt.

„Wie gut du bist, Onkel!"

„Morgen früh wird Herr Grendelin die Güte haben, dich fürs erstemal zu den Hölderlinwerken hinzugeleiten."

„Gewiß, Herr Gerlach. Ein Abendessen hat Mutter Schlüter Ihnen zurechtgestellt. Sie entschuldigen mich wohl. Ich gehe um diese Stunde an meinen Stammtisch."

Severin Magnus lacht:

„— und komme erst morgen früh wieder. Nicht wahr, Meister Grendelin? Er ist, wie man sagt, Vorsitzender im Verein der Bettenschoner, unser berühmter Meister."

Das letzte sagt er scherzend zu Ulrich und drückt ihm die Hand.

„Gute Nacht also, Junge, und morgen viel Glück. Ich fahre gleich wieder fort und kann mich in den nächsten Tagen nicht um dich kümmern. Wirst von mir hören, wenn ich wieder Zeit habe."

Er drückt Ulrich die Hand und geht mit dem Bildhauer hinaus, dieser sagt draußen zu ihm:

„Hier ist der verabredete Schlüssel und dort das Pförtchen, das vom Viktoria-Park hineinführt. So können Sie Ihren Neffen stets besuchen, auch wenn ich nicht daheim bin".

„Vortrefflich, und der Junge braucht nichts von dem Schlüssel zu wissen. Ganz gut, wenn man einen jungen Menschen gelegentlich überraschen kann."

Das Auto mit Doktor Magnus fährt wieder davon. Der Bildhauer geht zu seinem Stammtisch. Gerlach ist allein in dem kleinen Stübchen.

Wie traulich das ist, wie gut dieser ihm immer noch unheimliche Mann für ihn sorgte. Und morgen, er freut sich auf die Arbeit. Er weiß, daß er leisten wird, was man von ihm verlangt.

Er ißt. Dann öffnet er seinen Koffer. Das Bild der Mutter ist das erste, was er ihm entnimmt und auf seinen Schreibtisch stellt. Er schläft wenig in dieser Nacht. Er denkt viel an den Doktor und in ihm sind zwei Seelen. Immer wieder lehnt sich sein Inneres auf gegen diesen Mann und immer wieder ist es ihm, als ob er ihm verfallen sei, jetzt schon — mit Leib und Seele.

— — — — — — — — — —

Es ist neun Uhr morgens. Prokurist Zippert leitet den jungen Gerlach in Kommerzienrat Hölderlins Zimmer. Dieser blickt prüfend in des jungen Mannes sympathisch treuherziges Gesicht.

„Herr Zippert, haben Sie den jungen Mann schon geprüft?"

„Er hat darum gebeten, bei unserem Rundfunk beschäftigt zu werden und ich glaube, daß er seine Sache versteht."

„Sie haben unter Ihrem Vater gelernt?"

„Ganz recht, Herr Kommerzienrat."

„Gut, lieber Herr Zippert, ist dort jemand nötig?"

„Herr Menzel ist gestern ausgetreten."

„So versuchen Sie es mit Herrn Gerlach."

Der Kommerzienrat nickt Ulrich zu. Er hat ein wenig Sorge wegen der übereilten Anstellung, aber der Mann gefällt ihm. Mehr noch. Er hat Sympathie für ihn.

Der arme junge Mensch! Ist vollkommen einsam hier in Berlin — kommt von den Palau-Inseln. Wenn Zippert mit ihm zufrieden ist, werde ich ihn etwas in meine Nähe ziehen — vielleicht kann man ihn einmal einladen — wäre schade, wenn er in der Großstadt verdorben würde.

So denkt Kommerzienrat Hölderlin, aber diesmal ist niemand da, der seine Gedanken belauscht.

Ulrich geht mit Herrn Zippert in die Fabrik hinüber. Er wundert sich selbst. Wie merkwürdig das ist. Warum hat er nur gerade gewünscht, in der Rundfunkabteilung beschäftigt zu werden? Wie kam er überhaupt auf den Gedanken, daß hier eine solche besteht? Er begreift nicht, aber er ist zufrieden.

Am Abend des Tages hat er sich bereits in die neuen Pflichten hineingefunden. Er fühlt, der Oberingenieur ist zufrieden mit seinem Können und er selbst ist es noch mehr. Er wandert dem kleinen Häuschen zu, in dem Mutter Schlüter ihm wieder ein gutes Essen gerichtet. Von Doktor Magnus hört er nichts an diesem Abend, könnte ihm auch nicht schreiben, denn er weiß gar nicht, wo jener wohnt.

Auch damit ist er zufrieden, sitzt auf dem alten Sofa und fühlt eine Last von sich abgeglitten. Gute Leute um ihn, der Kommerzienrat ein wohlwollender Chef, befriedigende interessante Arbeit und ein auskömmliches Gehalt, was könnte er mehr für sich wünschen?!

Er muß Doktor Magnus danken, und doch — — —

Ulrich Gerlach ahnt nicht, daß er in Wirklichkeit schon jetzt nichts ist, als ein Werkzeug in Severin Magnus' Hand.

* * *

Fünftes Kapitel.

Beim Kommerzienrat Hölderlin ist heute Empfangstag wie an jedem Donnerstag, für alle Freunde des Hauses. Aber heute sind außergewöhnliche Vorbereitungen getroffen. Morgen findet die Generalversammlung statt, vor der dem Kommerzienrat bangt. Je weiter der Termin vorrückt, um so schwerer ballen sich rings die Sorgen zusammen. Noch sind die Hölderlinwerke eine gewaltige Macht, aber die Kassen sind erschreckend leer. Allzu großzügig hat Hölderlin disponiert und allzuviel Nackenschläge hat er erhalten. Eine Fusion mit dem großen amerikanischen Radio-Konzern ist die einzige Rettung und diese Fusion ist nur möglich, wenn vorher neues Geld in die Kassen fließt, wenn die neuen Aktien bewilligt werden. Während die Diener beschäftigt sind, in den prunkvollen Gesellschaftsräumen der prachtvollen Direktionsvilla, die dem Fabrikbau vorgelagert ist, die letzte Hand anzulegen, sitzt der Kommerzienrat in seinem Arbeitszimmer und vor ihm steht sein ältester Sohn. Er hat eine gefurchte Stirn und raucht nervös eine Zigarette.

„Ich bitte dich, Werner, mach' heute Ernst. Wenn gerade heute am Vorabend unserer Versammlung deine Verlobung mit Isolde Milanius bekanntgegeben wird, macht es einen vorzüglichen Eindruck."

Werner antwortet nicht. Er denkt an die kleine schwarzhaarige Ria Ré. Groß ist er und stark. Ein Riese an Kraft und im Geschäft ein besonnener Mann. Aber die kleine, zigeunerhaft wilde Tänzerin, die seit Monaten seine Freundin ist, beherrscht ihn vollkommen.

„Ich liebe Isolde Milanius nicht."

„Was heißt Liebe? Glaubst du, Isolde Milanius liebt dich? Oder glaubst du, Isolde Milanius verlangt stürmische Liebe? Ihr werdet ein treffliches Paar geben. Ihr werdet vorzüglich repräsentieren. Sie wird dir eine stattliche Mitgift mit in die Ehe bringen und im übrigen — glaubst du, in unserer Ehe war es viel anders? Ich denke nicht, daß deine kleine Tänzerin Anstoß daran nehmen wird, ob du der Gatte der Isolde Milanius bist, oder nicht. Machst eine schöne Hochzeitsreise mit deiner Frau, kehrst wieder und lebst wie du willst. Ich hab's so gehalten und du wirst es auch."

Werner wirft den Stummel seiner Zigarette fort.

„Du glaubst, daß Isolde Milanius mit solcher Ehe zufrieden ist?"

„Isolde will nichts als Königin der Gesellschaft sein und das Glück soll ihr werden. Anders wär's mit der kleinen verträumten Erika. — Die will einmal geliebt werden."

„Gut, Vater, ich werde heute abend um Isolde werben."

„Recht so, mein Sohn. Du weißt, daß wir in diesem Augenblick jedes Hilfsmittel brauchen."

„Ich weiß, aber ich weiß auch, daß, wenn mein Vater morgen in der Generalversammlung spricht, schon alles gewonnen ist."

Die Gäste fahren vor. Auto auf Auto in langem Zug. Gar mancher von den Hauptaktionären, die morgen über das Wohl und Wehe der Firma bestimmen sollen, ist heute schon gekommen und zu der Feier geladen. Auch Geheimrat Milanius mit seinen Töchtern fährt vor. Er ist merkwürdig zerstreut heute, der Herr Geheimrat, und eine Falte des Mißmuts liegt zwischen seinen Augen, aber er verbeißt seine Gedanken und hat sich früh frei gemacht. Kommerzienrat Hölderlin kommt aus seinen Gemächern herunter, um die Gäste zu begrüßen. Man sieht es ihm nach, wenn er etwas später kommt, weil seine Pflichten ihn noch zurückhielten. Auf der Treppe begegnet ihm Ulrich Gerlach. Unschlüssig und langsam steigt er die Stufen hinan. Er trägt heute — zum ersten Male in seinem Leben — den Frack.

Hölderin lächelt ihm zu. Er ist außerordentlich zufrieden mit dem Eifer dieses bescheidenen jungen Mannes, hat ihn unwillkürlich beobachtet und gesehen, daß er nicht nur ein zuverlässiger Beamter, sondern auch ein kluger Kopf ist. Nur daß immer eine gewisse Schwermut über sein Wesen gebreitet ist. Darum hat er ihn auch heute zu dem Fest eingeladen.

„Sieh da, lieber Gerlach. Recht, daß Sie gekommen sind. Nun zeigen Sie einmal, daß Sie auch ein guter Gesellschafter sind."

Ulrich sieht ihn an. Ein verlegenes Lächeln liegt um seinen Mund. Bildhübsch sieht er wieder aus, aber auch unendlich befangen.

„Ich bin noch nie in einer großen Gesellschaft gewesen, Herr Kommerzienrat."

Hölderlin lacht.

„Und wären deshalb natürlich auch viel lieber in Ihren vier Wänden geblieben? Unsinn, Herr Gerlach. Selbst die tüchtigste Arbeit tut's nicht allein. Man muß auch zu leben verstehen, kein Einsiedler werden. Und daß Sie mir fleißig tanzen!"

Er wartete die Antwort nicht ab, nickt ihm noch einmal zu und tritt in den Saal.

Schüchtern folgt Ulrich Gerlach. Das heute ist der schwerste Dienst, den man bisher von ihm verlangte. Was soll er in dieser Gesellschaft? Tanzen? Auch wenn der Tod seiner Mutter nicht so frisch in seinem Gedächtnis wäre, wie sollte er tanzen. Ein Lächeln huscht unwillkürlich um seinen Mund. Der einzige Tanz, den er kennt, ist der Tanz der jungen Palau-Insulaner, den er auf der Insel Baobeltaop sah. Oder vielleicht die Matrosentänze der deutschen Schiffe. Denn draußen, dort wo sie lebten, war seine Mutter die einzige weiße Frau, und die tanzte gewiß nicht.

*

Doktor Severin Magnus steht mitten im Saal. Er ist nicht geladen, aber heute ist öffentlicher Empfang, und er gehört ja zu den Intimen des Hauses. Freilich er weiß, daß er niemand willkommen ist, aber daß man ihm auch den Eintritt nicht verwehren kann. Ganz flüchtig begrüßt er die Damen des Hauses und drückt dem Kommerzienrat die Hand. Wirft suchende Blicke umher, und während die Musik zu spielen beginnt — dem Tanz und dem Essen pflegt im Hause des Kommerzienrats stets ein erlesener Konzertteil vorherzugehen —, verschwindet Severin Magnus auf einige Minuten im Wintergarten.

Er tritt wieder hinaus. Er steht noch einmal im Vorsaal, da sieht er Isolde Milanius vor sich.

Seltsam, in seiner Seele ist seit Wochen nichts als Schadenfreude und Haß. Haß gegen die Menschen, die nicht an ihn glaubten. Schadenfreude darüber, daß er sie nun alle in seiner Hand hat.

Weltherrschaft!

Er weiß, daß sie in seiner Hand liegt, und wird sie zunächst an denen erproben, die ihn bisher als Toren behandelt haben. Am Kommerzienrat Hölderlin, am Geheimrat Milanius. Er lacht innerlich bei dem Gedanken, wie er sie beugen und demütigen wird.

Aber Isolde?

Er wundert sich selbst. In diesem Augenblicke fühlt er, daß er Isolde Milanius liebt. Er tritt auf sie zu. Er sieht, wie ihr Gesicht unwillkürlich um einen Schatten farbloser wird. Hätte er jetzt seinen Gedankenleser, daß er das Herz in dieser Brust zu entschleiern vermöchte!

Er tritt auf sie zu und ergreift ihre Hand, beugt sich auf ihre Finger und drückt einen leisen Kuß darauf. Dabei flüstert er ihr zu:

„Gnädiges Fräulein, vergessen Sie niemals, wie sehr ich Sie liebe."

Herrlich schön ist Isolde Milanius. Eine hochragende Germaniafigur. Blauäugig und blond, und das grüne griechische Gewand, das sie gewählt, hebt ihre Erscheinung. Jetzt ist eine dunkelrote Welle über ihr Gesicht geflutet. Sie will den Mund öffnen zu einer Entgegnung, aber die Tür öffnet sich und andere Gäste kommen herein.

Mit einer tiefen Verbeugung tritt Doktor Magnus zurück, steht nun hinter den Palmen, die das Gewächshaus zum Schmucke des Vorsaales hergab, und beobachtet Isolde.

War es wirklich nur Unwillen, was in ihrem Gesicht aufflammte? Liebt sie ihn auch? Er hofft, es noch diesen Abend zu wissen.

Das Konzert hat begonnen. Auch Ulrich, der den Doktor bisher nicht gesehen, hat einen Platz gefunden. Ein berühmter Cellospieler sitzt auf dem Podium und spielt ein wundersam weiches Lied. Eine zarte, traurige Weise, die ihn ergreift, und unwillkürlich vergißt er ganz, wo er ist. Da blickt er auf. Nicht weit von ihm lehnt an einer Säule ein Mädchen. Schlank ist sie und zartgliedrig, dunkel ihr Haar, das ein schmales Gesichtchen umrahmt. Ein paar dunkelrote Blüten schmücken dies Haar, und dunkelrot ist das Seidenkleid, aus dem ihre zarten, etwas bräunlich getönte Arme und ihr junger Hals emporsteigen. Das alles

sieht Ulrich Gerlach kaum. Aber er sieht zwei große, braune, etwas träumerische Augen, und — diese Augen tauchen gerade in diesem Augenblick in die seinen. Er fühlt, wie ein Leuchten jetzt in seinem eigenen Blick liegen muß — dann sieht er das Mädchen erröten und sich abwenden.

Erika Milanius!

Er weiß nicht, daß sie es ist, und wenn er es wüßte, was weiß er von Geheimrat Milanius? Aber er weiß, daß er sich von diesem Augenblick an nicht mehr fortsehnt aus dieser Gesellschaft.

Eine wehmütige Freude ist plötzlich in seiner Brust. Wie herrlich, wie lieblich ist dieses Mädchen. Woran erinnert sie ihn?

Sie ist jetzt verschwunden, hat sich wohl niedergesetzt, und er schließt die Augen und lauscht den Klängen des sehnsüchtig singenden Cellos.

*

Das Konzert ist beendet. Man setzt sich zur Tafel. Ganz unten sind einige überzählige Herren, die keine Tischdame gefunden. Angestellte der Firma, die der Kommerzienrat großmütig eingeladen, und die nun wie verlorene Schäfchen dort sitzen. Unter ihnen ist Ulrich Gerlach. Er ist noch ein Fremder, auch unter seinen Kollegen, deren Wesen ihm so vollkommen unverständlich ist. Man beachtet ihn nicht. Er hat keinen Feind in seiner freundlich bescheidenen Art und keinen Freund in seiner Zurückhaltung. Auch jetzt redet er nicht und ißt fast mechanisch. Weiß und schätzt gar nicht, welche Delikatessen man serviert. Seine Augen suchen das dunkeläugige Mädchen im roten Kleide. Weit oben sitzt sie unter den geehrtesten Gästen, an ihrer Seite ein eleganter, blasierter Herr, ein Monokel im Auge.

Eifersucht glüht in ihm auf, als er sieht, wie sie ihn anlächelt.

Das Souper ist zu Ende. Aus dem Nebensaal klingt Tanzmusik herüber. Die Jugend eilt hinüber, auch Ulrich Gerlach steht in der Tür und sieht zu. Der junge Mann mit dem Monokel tanzt mit dem schlanken Mädchen. Ulrich schilt sich selbst. Was geht ihn das schlanke Mädchen an? Es ist sicher die Tochter eines vornehmen Hauses, und er ist nichts als der geringste Angestellte der Hölderlinwerke, den niemand kennt. Vielleicht ist jener Mann mit dem Monokel ihr Verlobter. Jetzt blickt sie auf. Ganz plötzlich tauchen wieder ihre Augen ineinander. Er schämt sich. Er hat das Gefühl, aufdringlich zu sein, und wendet sich traurig ab.

(Fortsetzung folgt.)

Erzgauner.

Skizze von Grete Massé.

Hoffory, der rauchend in einem Klubsessel der großen Halle des Luxushotels saß, beobachtete, wie draußen der Mann, den Anita ihm bezeichnet hatte, langsam dem Auto entstieg, mit gesenktem Kopf, auf einen Ebenholzstock mit wertvoller Krücke gestützt, die Halle durchschritt und sich im Lift vom Boy hinauf in seine Gemächer fahren ließ.

Es war ein alter Mann mit buschig hochstehendem weißen Ibsenhaar, faltigen, verkniffenen Gesichtszügen und einer dunklen Brille vor den Augen. Es sollte ein Holländer sein. Ein Baron van Geldern. Anita, seine Gehilfin, hatte herausspioniert, daß dieser Holländer für schwer reich gehalten wurde und nicht nur reiche Geldmittel, sondern auch Juwelen mit sich führte.

Anita und Hoffory hatten beschlossen, diese Nacht bei dem Holländer einzudringen und, wenn es sein mußte, sich mit Gewalt seiner Mittel zu versichern. Der Boden hier in diesem Hotel brannte ihnen unter den Füßen. Man schien ihnen auf der Spur zu sein. Ihre Geldmittel waren am Versiegen. Von ihrem letzten Beutezug her besaßen sie nur noch einige seltsame und auffallend schöne Smaragde von so ungeheurer Kostbarkeit, daß sie in Deutschland überhaupt nicht und wahrscheinlich auf lange Zeit hinaus nicht zu Geldmitteln machen konnten.

Als die Nacht kam, warteten Anita und Hoffory auf das völlige Stillwerden im Hause.

Sie hatten kein Licht im Zimmer.

Hoffory saß rauchend auf dem Hocker vor dem Spiegel, vor dem sich Anita zu frisieren pflegte. Anita lehnte im Sofa. Ihr blondes Haar hatte im Mondenlicht den Schein von Silber. Der Blick ihrer blauen Augen erschien schwarz. Am Halse, unter ihrem Gewand, war eine schmale, längliche Erhöhung sichtbar. Es war das Seidensäckchen mit den Smaragden, die Anita nicht von sich lassen wollte. Die grünen, klaren Steine hatten es ihr angetan. Es war ihre Freude, sie zwischen ihren Händen hin- und herzuschütteln, sie sich vorm Spiegel ins Haar zu legen oder sie, schillernd wie Eidechsen im Märchen, auf der blassen, zarten Haut ihrer nackten Schulter ruhen zu lassen.

Allmählich hörten in dem großen Haus das Sprechen, das Türenklappen und die Schritte auf den Fluren auf. Der Schlaf schien sich auf alles zu senken — ein tausendjähriger Dornröschenschlaf.

Anita und Hoffory waren so langjährige, geübte Hoteldiebe, daß ihnen auch heute ihr Werk gelang. Unbemerkt schlüpften sie in die Zimmer, die der Holländer bewohnte. Hoffory hatte sich überzeugt, daß der Baron, tief vergraben in seine Kissen, im festen Schlummer zu liegen schien. Er hatte ihm zwar den Rücken zugedreht, aber die ruhigen Atemzüge und seine Bewegungslosigkeit verrieten seinen festen Schlaf.

Es dauerte einige Minuten, bis Hoffory und Anita sich darüber orientiert hatten, wo sich die Wertsachen des Barons befinden mußten. Im Schreibtisch, den sie aufbrachen, fanden sie nichts. Eine stählerne Kassette, die sie öffneten, enthielt nur Photographien von Dutzenden schöner Frauen. Gerade begannen sie im Schrank zu suchen, als sich Hoffory von rückwärts mit hartem Griff erfaßt fühlte. Er kämpfte gegen den Angreifer an. Während des Ringens zog er das chloroformgetränkte Tuch hervor. Aber als er es auf das Gesicht des Gegners drücken wollte, machte der so heftige Bewegungen mit dem Kopf, daß Hoffory in sein Haar greifen mußte, um ihn festzuhalten. Dieses weiße, hochgesträubte Ibsenhaar blieb auf einmal in Hofforys Hand. Ein Schädel, kahl und blank, poliert wie eine Billardkugel wurde sichtbar.

„Zum Teufel, Guido, du bist es?" rief Hoffory aus.

„Zum Teufel, Hoffory, du gaunerst hier herum und willst einen alten Freund bestehlen?" sagte der andere.

Dann lachten sie leise. Und hell wie ein Silberglöckchen fiel das Lachen Anitas in die beiden Stimmen ein. — —

Der nächste Morgen, an dem Hoffory erwachte, war ein blasser Herbstmorgen. Sein Kopf war noch dumpf, seine Gedanken wirr; er mußte sich anstrengen, um sich auf die Ereignisse des Abends vorher zu besinnen.

Ja — das waren fröhliche Stunden gewesen. Man hatte schweren Wein getrunken. Und Kognaks. Da standen noch die Gläser und Flaschen. Im Aschenbecher lagen die Reste schwerer Zigarren. Man hatte die Vergangenheit beschworen und Erinnerungen an die Zeit geweckt, da Hoffory und Guido Leidensgefährten in einem spanischen Zuchthaus gewesen. Damals waren sie fast zu Brüdern geworden. Der eine hatte Hochachtung vor dem andern und ließ sich gern in etwa noch unbekannte Geheimnisse der Zunft einweihen. Und nun hatte der eine Bruder den andern begaunern wollen.

Der andere Bruder hatte sich in der Maske eines holländischen Barons gleichfalls in diesem Hotel niedergelassen, um einen Beutezug zu tun? Haha. Wunderbar ist das Schicksal. Zum Lachen! Wahrhaftig zum Lachen!

Und dann hatte Anita von ihrer weißen Brust das Seidensäckchen mit den Smaragden genommen. Sie hatte die herrlichen grünen Steine in der Hand geschüttelt, sie zärtlich an ihre Haut gehalten. Dabei hatte sie weich wie ein Kätzchen geschnurrt und ihre Augen hatten fast ein Licht ausgestrahlt, das dem grünen Glanz der Edelsteine ähnlich war.

Hoffory hatte auf die Smaragden gedeutet und bekümmert gesagt: „Sie sind zu kostbar. Zu selten groß und klar. Ich fürchte, ich werde sie nicht zu Geld machen können . . ."

„Ich würde sie zu Geld machen können", hatte Guido geantwortet.

Und Hoffory hatte gelacht und ausgerufen: „Ja, du bist schon immer ein Staatskerl gewesen!"

Und dann hatte man wieder Wein getrunken und geraucht. Und Wein getrunken . . . Danach mußte Hoffory eingeschlafen sein. Wenigstens besann er sich auf nichts mehr.

Hoffory erhob sich, noch immer ein wenig taumelnd, und stieß das Fenster auf. Die feuchte Morgenluft quoll herein und machte seinen dumpfen Kopf plötzlich klar. Er wurde ganz wach. Alle Schwere und Beklommenheit fiel jäh von ihm ab.

„Anita, komm her! Du wirst auch ein wenig berauscht sein. Steck den Kopf in die Luft!" rief er.

Aber keine Antwort kam.

Er sah sich suchend um. Er schaute ins nächste Zimmer. Keine Anita war zu sehen und kein Guido. Der flache Koffer war fort.

Er eilte über den Flur in die nächste Etage, in der seine eigenen Zimmer lagen. Auch dort keine Anita. Auch ihr Koffer war fort. Der Schrank, den er aufriß und in dem ihre Kleider gehangen, war leer.

„Erzgauner!" stöhnte er. „Erzgauner!" — —

Jahre vergingen, bis er das Bild vergaß, das immer höhnend vor seiner Seele gestanden: Anitas Blondhaar an Guidos Schulter gelehnt und er, die schmale Gestalt in seinen Armen haltend, Kuß auf Kuß pressend auf jene Stelle von des Mädchens schimmernd weißer Haut, an der die Smaragde geruht.

Der Einsiedler des Meeres.

Das Leben eines Sonderlings. — 36 Jahre auf einer Luxusjacht, die immer im Hafen bleibt.

Die angelsächsischen Länder haben seit jeher die größte Anzahl mehr oder minder reicher Sonderlinge hervorgebracht. Den Rekord unter diesen exzentrischen Herrschaften hält wohl der amerikanische Multi-Millionär Mc. Evers Bayard Brown, der soeben in einem englischen Trockendock an Bord seiner ewig still gelegenen Luxusjacht für immer die Augen geschlossen hat. Als sein schwerreicher Vater Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts unter Hinterlassung vieler Dollarmillionen starb, unternahm Bayard Brown auf seiner ersten Jacht eine Reise um die Welt. Im Jahre 1890 entschloß er sich, in England zu bleiben und sich für immer in den Gewässern vor Brightlingsea an Bord seines Schiffes niederzulassen. Er verkaufte sein erstes Fahrzeug und kaufte sich die prächtige Jacht „Valfreyia", 1.000 Tonnen groß. Fortab war sie bis zu seinem eben erfolgten Tode sein Heim.

Volle 36 Jahre, bis zum Beginn des verschärften Unterseebootkrieges, verblieb die „Valfreyia" vor der Küste von Brightlingsea. Während der ganzen Zeit lief das Schiff nicht ein einziges Mal aus, trotzdem standen die Maschinen ständig unter Dampf und an der vollen Besatzung von zwölf Mann fehlte nie ein einziger. Alles war stets zur sofortigen Abfahrt bereit, aber während der 36 Jahre legte die Jacht nur wenige Meter zurück. Eines Tages gab der exzentrische Millionär nämlich den Befehl zur Abreise nach Amerika. Alles war bereit, der Befehl war bereits von der Kommandobrücke an den Obermaschinisten gedrahtet, das Schiff setzte sich schon in Bewegung, als Mr. Brown sich plötzlich eines Besseren besann. Die Maschinen wurden auf seinen Befehl gestoppt und die „Reise nach Amerika" war zu Ende.

Nur eine einzige Nacht verbrachte Mr. Brown auf dem Festlande. Das geschah, als die Jacht einmal auf Grund lief und stark überneigte. Der Sonderling ging an Land und schlief in einem Hotel am Strand, während eine Leibwache von drei Mann vor seiner Zimmertür für seine Sicherheit sorgte. Mr. Brown hatte aber die Verbindung mit der Welt, jedenfalls mit der Finanzwelt, keineswegs abgebrochen. Er war vielmehr ein sehr gewiegter Börsenspekulant und leitete von seiner Jacht aus seine umfangreichen Finanzgeschäfte, durch die er sein Vermögen ständig vermehrte. So hatte er z. B. erst wenige Tage vor seinem Tode einen großen Posten Neuyorker Grundstückaktien mit einem Gewinn von mehreren tausend Pfund abgestoßen. — Vor zehn Jahren stellten die Ärzte bei Mr. Brown Gicht fest und rieten ihm, den feuchten Aufenthalt zu verlassen. Er konnte sich jedoch von seiner geliebten Jacht nicht trennen und ließ diese daher in das Trockendock von Wivenhoe überführen. Inmitten dieses Trockendocks hat er nun die letzten zehn Jahre seines Lebens verbracht, ohne auch nur ein einziges Mal auswärts zu übernachten. Er pflegte zuweilen, wenn dringende Geschäfte es nötig machten, früh nach London zu fahren, ein Auto zu nehmen, rasch alle Besorgungen zu erledigen und abends wieder in sein schwimmendes Heim zurückzukehren.

Der Einsiedler war sehr wohltätig und hat während seines Aufenthaltes in England über fünf Millionen Mark verschenkt. In einem einzigen Jahre gab er eine Million fort. Kirchen, Krankenhäuser und andere Anstalten bedachte er, ohne seinen Namen anzugeben. Der Ruf seiner Freigebigkeit veranlaßte oft weniger feinfühlige Leute, in Booten die Jacht des Millionärs zu umschwärmen und Gaben zu erbetteln. Wenn er gut gelaunt war, warf er den Leuten in den Booten Goldstücke oder Banknoten zu, befand er sich aber in schlechter Laune oder ärgerte er sich über allzugroße Zudringlichkeit, so bekamen die Bittsteller Kohlenstücke an den Kopf geworfen. Für Frauenschönheit war er sehr empfänglich und jungen Mädchen, die seine Jacht umfuhren, flogen oft Fünf- oder Zehn-Pfundscheine von oben zu, wenn sie das Glück hatten, dem Millionär zu gefallen. — Zu seinen Manien gehörte die Furcht vor Kohle. Er befürchtete stets, daß die Kohle Dynamit enthielte und wiederholt mußte eine verdächtige Ladung über Bord geworfen werden, zur großen Freude der Kohlenhändler des Ortes.

Brown wurde 75 Jahre alt. Ein Herzschlag raffte ihn plötzlich dahin. Das Sternenbanner auf dem Schiffe, das 36 Jahre lang ständig unter Dampf — stillgelegen hat, weht auf Halbmast. Die erste Reise wird der Sonderling nach seinem Tode auf ihr unternehmen — wenn seine Leiche nach seinem Wunsche nach Amerika überführt wird, um an der Seite des Vaters in einem Sarge mit Glasdeckel zu ruhen..



Bunte Chronik



* **Bernstein-Preisausschreiben.** Wie bringt man Bernstein restlos in Lösung? Wie entfernt man am besten die Verwitterungsrinde vom Bernstein? Wie kann man ein helles Bernstein-Kolophonium herstellen? Kann man aus Bernstein hochwertige Stoffe, z. B. Duftstoffe, herstellen? Gibt es eine bessere Verwertung für geschmolzenen Bernstein? Weiß jemand andere Verwendungsmöglichkeiten? Wer diese sechs Fragen am besten beantwortet, kann auf einen ersten Preis von 3000 Mark rechnen oder auf den zweiten Preis von 2000 Mark oder doch wenigstens den dritten von 1000 Mark. Die preußische Bergwerks- und Hüttengesellschaft, Bernsteinwerke in Königsberg, haben dieses Preisausschreiben zur Hebung ihres Gewerbes erlassen. Viel Zeit wird allerdings den Herrn Erfindern nicht gelassen, denn bis zum 31. Juli 1926 müssen die Arbeiten eingereicht werden. Wer sich dafür interessiert, findet weitere Einzelheiten in Nummer 7 der Zeitschrift für angewandte Chemie. Die Preise an sich erscheinen uns wohl angemessen, weniger angemessen jedoch die Bedingung, daß für diesen Betrag die preisgekrönten Verfahren mit allen Rechten, Patenten usw. in den Besitz der Ausschreiberin übergehen sollen. Mit solchen törichten „Bestimmungen", die sicherlich irgendein technikfremder Mann ausgeklügelt hat, wird der Erfolg sehr zweifelhaft. Denn wenn jemand wirklich ein epochemachendes neues Verfahren zur wirtschaftlich besseren Verwertung der Bernsteinabfälle angibt, so wäre er ein rechter Tor, es für 3000 Mark zu verkaufen. So billig sind gute Patente denn doch nicht.

*

* **Menschenopfer für einen Vulkan.** Auf Hawai befindet sich der Vulkan Loo in vollster Tätigkeit, die schon manchen Toten gefordert hat. Jetzt ist die Bevölkerung wieder einmal so weit fanatisiert, daß sie dem Vulkan Menschenopfer anbieten will. Denn nach einem alten Aberglauben muß dem Gott des Berges zur Besänftigung seiner Ausbrüche ein Mensch, am liebsten eine Frau, in den Krater geworfen werden. Solche Opfer haben tatsächlich bei der letzten Eruption des Vulkans im Jahre 1907 noch stattgefunden. Flieger, die kürzlich über den feuerspeienden Gipfel geflogen sind, erklären, die Hitze sei so gewaltig, daß es gefährlich sein würde, sich dem Krater auch nur bis auf tausend Meter zu nähern. Die Europäer machen alle erdenklichen Anstrengungen, um diese furchtbaren Menschenopfer zu verhindern.

*

* **Eine seltsame Hochzeitsnacht.** Von der sehr eigentümlichen Hochzeitsnacht des Kaisers Alexander III. von Rußland und seiner Gattin, der dänischen Prinzessin Dagmar, erzählt einmal Theodor Fontane in einem Brief. Das Kaiserpaar war gleich nach der Hochzeit nach einem selten besuchten Schloß im Innern des Landes gereist, wo man die Flitterwochen verbringen wollte. Gleich die erste Nacht brachte aber dem jungen Paar eine fatale Überraschung. Es wimmelte nämlich sowohl in den Betten wie überhaupt im ganzen Zimmer derart von Schwaben, daß dem Pärchen nichts anderes übrig blieb, als sich auf einen großen Tisch hinauf zu flüchten, wo denn auch die Nacht zugebracht wurde.

Lustige Rundschau



* **Leidensgenossen.** Neulich besuchte ich mit meinem Freunde die Remstalmühle, die von Jungfer Rosel, einer rüstigen Sechzigerin, verwaltet wird. „Warum hoscht eigentlich nicht geheiert, Jungfer Rosel", fragt Hannes so von ungefähr. — „O jesses, dees isch a lange Leidensgeschicht, dees läßt sich in ein' Tag gar nich verzähle. Aber", so fährt Jungfer Rosel fort, „wie hoscht denn du dei Alte kenne g'lernt, sog emol?" — „O", erwidert mein Freund, „dees isch a noch viel längere Leidensgschicht, da könnte i dran bis näkfchter Woch' verzähle."

A. J.

*

* **Der zerstreute Lafontaine.** Der Fabeldichter Lafontaine war in hohem Grade zerstreut. Einst wollte er einen Freund besuchen. Als er in dessen Wohnung kam und fragte, ob er zu Hause sei, erhielt er zur Antwort, derselbe sei ja schon vor einigen Monaten gestorben. „Das hätte ich mir denken können", sagte Lafontaine kleinlaut, „ich war ja mit bei seinem Leichenbegängnis."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.